

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 23.

Posen, den 28. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Kottbstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Bransen sah die Gestalten der letzten Nacht wieder, und trotz des ihn umgebenden Schmutzes fühlte er sich an seinem Tisch geborgen. Die Fischer, die musizierende Dirne, der schnarchende Graubart waren halbwegs Bekannte geworden, die ausgestellten Speisen bereiteten ihm keinen Ekel mehr. Er rauchte und trank wie die andern und sah sich sehr interessiert ringsum. Außer den Leuten der letzten Nacht war noch ein neuer Mann da, anscheinend ein Fischer.

Bransen wußte nicht, was ihn an diesem Mann interessierte, aber er fiel, sonderbarerweise, ganz aus dem Rahmen. Er sah den Fischer mit unverwandtem Blick an, allerdings schon deswegen, weil auch dieser ihn starr anschaute und offenbar große Lust hatte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Seine Kleidung war jämmerlich zusammengestülpt, doch er bemühte sich sichtlich, in seinem Gehaben einen Mann von Anstand vorzutäuschen. In seinen Manieren lag tatsächlich etwas, was an den Weltmann erinnerte.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr, aber ich erkenne an Ihrem Äußern die deutsche Nationalität und möchte, da ich ebenfalls Deutscher bin, ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Erlauben Sie, mein Name ist Herolder, Rechtsanwalt.“

„Irrsinn,“ dachte Bransen, aber gleichzeitig flackerte ein Gedanke in ihm auf. „Kriminalpolizei, he? Geheimagent, was? Ein Mann, der in der Maske eines heruntergekommenen Subjekts versuchen wollte, sich in sein Vertrauen zu schleichen, um ihn auszuhorchen?“ „Gewiß, ich bin Deutscher,“ antwortete er zögernd und mißtrauisch.

„Also richtig, ein Deutscher!“ rief die sonderbare Gestalt. „Ein reiner Zufall, daß Sie sich in dieses scheußliche Loch verirren, haha! Aber gestatten Sie —“ Er setzte sich zu Bransen.

„Mein Herr,“ sagte er pathetisch. „Wie tut es wohl, einem lieben Landsmann gegenüber zu sitzen. Sie begreifen, daß ich ganz aufgeregt bin. Ich habe jahrelang keinen Deutschen gesprochen, haha, es ist mir wirklich eine Freude! Sind Sie vielleicht aus Berlin?“

„Nein.“

„Nun, dann danken Sie Ihrem Schöpfer! Diese noble Stadt ist meine Heimat! Doch was nützt mir das? Ich sitze ein Leben lang in Chioggia und komme nicht mehr heraus!“

Bransen strengte seinen Kopf nicht weiter an, das alles zu begreifen. Wenn der Mann kein Polizeigagent war, war er ein Narr! Was kam da für eine konfuse Geschichte heraus? Er glaubte, daß ihn der Mann anbetteln wolle, und bemerkte: „Wenn Sie Berliner sind, so könnten Sie ja in Ihre Vaterstadt zurückkehren; wenn es Ihnen in Chioggia nicht gefällt, warum gehen Sie nicht irgendwo anders hin?“

„Wenn Sie aber sonst nirgendwo anders hingehen können? Sehen Sie, dieser erbärmliche Stall ist mein Irgendwohin!“

„Sie sagten, daß Sie Rechtsanwalt sind,“ unterbrach ihn Bransen.

„Habe ich das gesagt? Nun, dann wird es wohl auch seine Richtigkeit haben. Freilich, das ist längst vorbei! Ich war Rechtsanwalt! Es wird Sie nicht interessieren, mein Herr, und trotzdem. Hören Sie also, daß ich tatsächlich vor zwanzig Jahren Rechtsanwalt gewesen bin, und zwar in der noblen Stadt Berlin. Mein Name ist Herolder, wie gesagt, Dr. Herolder, Dr. juris selbstverständlich! Ja, das war vor zwanzig Jahren. Vor zwanzig Jahren verspielte ich in Venedig mein gesamtes Hab und Gut, meine Praxis und meine Ehre. Das Spiel liegt uns Germanen eigenartigerweise immer noch im Blut. Kurz gesagt, ich habe Berlin nie wieder gesehen. Meine Freunde hatten das größte Mitleid mit mir, hören Sie wohl, junger Mann, aber sie ließen mich hier sitzen. Eine lockige Situation war das, um mich klar auszudrücken. Nun, was glauben Sie, mein Herr, was seitdem aus mir geworden ist?“

Bransen zuckte die Achseln.

„Gar nichts ist aus mir geworden, bester Herr! Was sollte denn auch aus mir geworden sein? Ich pflege nun mal auf das Mitleid, das ist meine Natur so, und so habe ich mich in diese elende Fischerstadt zurückgezogen. Ja, ich bin Fischer, denn ich verdiene mein Geld mit Fischfang und habe es auch zu einiger Geschicklichkeit in diesem Beruf gebracht. Wenn Sie länger in Chioggia bleiben sollten, so werde ich Ihnen ein paar feine Segler zeigen, die ich selbst gebaut habe.“

Bransen hatte aufmerksam zugehört, aber mit einem peinlichen Gefühl. Er hielt den Mann für einen Lügner.

„So, jetzt habe ich Ihnen alles gesagt, junger Mann! Es war mir ordentlich ein Bedürfnis, mir das alles von der Seele runter zu schwächen. Ich habe es schon vielen gesagt, doch keiner hat es mir geglaubt. Aber Lachen und Köpfschütteln trifft mich nicht! In dem ich von den alten Zeiten rede, bereite ich mir einen Genuß eigener Art: jetzt, in diesem Moment, bin ich ja wieder der alte Herolder, für flüchtige Momente, bis Sie gehen werden, mein Herr. Gönnen Sie mir dies Vergnügen! Seien Sie nicht hart zu mir! Verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt habe!“

Instinktiv reichte Bransen dem Mann die Hand, wie um ihm zu sagen, daß er ihn bedaure. Herolder nahm diese Hand wie ein kostbares Kleinod und wog sie mehr in der seinen, als daß er sie drückte.

Plötzlich veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und der ganze alte Kerl schien zu lachen, ohne daß sich sein Mund verzog. „Vittore, avanti!“ rief er zum Schanktisch und hielt dem Wirt eine längere Rede. „Avanti, avanti!“ rief er aufgeregt.

Sofort lief der Wirt in Begleitung zweier Knaben herbei und legte ein weißes Tuch auf den Tisch. Die Knaben brachten eine neue Flasche Chianti und schenkten in die Gläser, während der Wirt eine riesige Platte mit Wurstscheiben auf den Tisch stellte und an Stelle von Gabeln Zahnstocher verabfolgte. Herolder machte so-

gleich den Anfang, indem er sechs Scheiben Salami auf seinen Zahnstocher spießte und sie im Mund verschwinden ließ. „Mein Herr, mein Herr,“ sagte er mit einer gewissen Grandezza, „Sie dürfen mir keinen Korb geben! Diese Nacht sind Sie mein Gast! Sie sollen sehen, daß ich einen Landsmann noch zu bewirten verstehe!“

Bransen tat ihm den Gefallen und griff zu, dann war es an ihm, eine neue Platte zu bestellen. Die Mengen des schweren Weins, die er getrunken hatte, machten alles vergessen, was geschehen war: für Stunden wichen Nester und Pläne ganz aus seinem Kopf. Nur einmal dachte er, daß er diesen Mann bitten wolle, ihm die Zeitungen zu übersetzen. Aber ein letztes Mißtrauen, das nicht weichen wollte, hielt ihn zurück.

„Sind Sie schon lange in Chioggia, mein Herr?“

„Nein, einen Tag.“

„Und beabsichtigen Sie, hier länger zu bleiben?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Bransen. „Das hängt von gewissen Umständen ab.“

„Ja, ja, mein Herr,“ nickte der Fischer, als sähe er geradezu in diese Umstände hinein. „Das ganze Leben hängt von gewissen Umständen ab. Das ist nun einmal so. Damit muß sich jeder abfinden.“

Bransen hatte mehrere Minuten lang das außergewöhnliche Bedürfnis, sich diesem Mann, der ihm eine sonderbare und vielleicht sogar wahre Geschichte erzählt hatte, gleichfalls mitzuteilen. Er brauchte dringender als irgendetwas einen Menschen, der ihn begriff. Verständnis konnte er jedoch nicht von Alltagsmenschen erwarten, nur solche Narren wie dieser begriffen exaltierte Dinge. Vielleicht gewährte ihm der Fischer Unterkunft. Vielleicht half er ihm. Aber ein paar Augenblicke später nahm Bransen alle diese Gedanken wieder zurück. Er bedauerte sogar, in diese Kneipe gegangen zu sein. An Herolder war nichts Außergewöhnliches, was ein Vertrauen auf Tod und Leben gerechtfertigt hätte. Wo man ging und stand, traf man solche Menschen, die das Leben beiseite geschleudert hatte. Wäre er in eine andere Kneipe gegangen, so wäre er wahrscheinlich einem anderen Narren begegnet, der ihm eine ähnliche Geschichte erzählt hätte.

Bransen schwieg, und eine Stunde lang saßen sie sich so gegenüber.

In früher Morgenstunde verließen sie die Schenke. Herolder stapfte schnaufend durch die schwüle Luft und führte Bransen durch ein Gewirr von Gassen. Als sie an einem Flet angelangt waren, blieb er stehen. „Hier muß ich mich verabschieden, junger Mann.“

Bransen überlegte noch etwas. Plötzlich war es ihm, als wenn er mit diesem Abschiedswort einen Freund verlöre. „Kann ich vielleicht etwas für Sie tun?“ fragte er unsicher.

„Nein, mein lieber Herr,“ lachte der Fischer. „Denn jetzt ist die Nacht vorbei, und die Vergangenheit gilt nicht mehr. Seien Sie unbekümmert, der Fischer Herolder ist wohlau!“

„Leben Sie wohl,“ sagte Bransen.

„Leben Sie gleichfalls wohl!“ Herolder entfernte sich mit schnellen Schritten und stieg die Treppe zum Flet hinunter. Im Flet stand ein Bald von Segeln, eine Flotte von Fischerbooten. Tauwerke und Leinen-segen flatterten im Wind. Auf allen Booten machten sich Fischer zur Ausfahrt bereit. Rufe schwirrten in der Luft. Bransen stand auf der Brücke und blickte dem Gefährten der Nacht zu, wie er die braunen, geflickten Segel richtete und die Rehe ordnete. Nur ein einziger verschlafener Junge war ihm behilflich. Ja, das war der Fischer Herolder mit seinen großen, schmutzigen Händen, seinem roten Gesicht und seinen sonderlichen Meerangen.

Herolder stieß das Boot von der Raimauer ab. Im letzten Augenblick rief Bransen: „Halt! Ein Wort noch!“

Herolder blickte zu ihm hinauf und hielt die Hände

um die Ohrmuscheln. Bransen rief: „Fahren Sie aufs Meer?“

„Ja!“ kam es zurück.

„Nehmen Sie mich mit!“ rief Bransen und eilte schon die Treppe hinunter. Herolder reichte ihm die Hand; er sprang mit einem kurzen Satz ins Boot. Bransen fuhr dem Meer und einer sonderbaren Zeit entgegen.

*

Bransen lebte tagelang, wochenlang auf dem Meer. Der Himmel stand tagsüber in blauen Flammen; er sah dies Blau um die Abendstunde zerfließen, und das unendliche Meer über seinem Kopf nahm eine violette Färbung an, in die sich mitunter ein tiefes Rot mischte. Zuweilen aber leuchtete der Himmel in allen Regenbogenfarben, wie eine phantastische Fahne, gold- und silberdurchwirrt. Während die Sonne wie eine ungeheure violette Vision in die Wellen sank, erloschen alle Lichter und Farben, und ein durchsichtiges, schimmerndes Dunkel breitete sich über das Meer aus. Bransen lag auf dem Rücken inmitten des schwankenden Rahmes, der mit den Wellen stieg und fiel; die Segel knatterten und bewegten sich wie gespensterhafte Wesen.

Bransen lauschte dem Heulen des Meeres und sah in das Dunkel, in dem ab und zu ein kleiner, roter Schein aufleuchtete. Der Schein fiel auf das verwitterte Gesicht des Fischers Herolder und beleuchtete die dicken, grauen Augenbrauen; seine Augen waren geschlossen. Herolder saß da mit dem Rücken gegen das Meer und mit der Pfeife im Mund. Seit einer Stunde hatte seine Stirn den Ausdruck des Grübelns, und seine Lippen bewegten sich, als formten sie ganze Sätze; er sah auch manchmal zu Bransen hinüber, und Bransen bemerkte wohl, daß der Fischer etwas auf dem Herzen hatte, was nicht so leicht auszusprechen war.

„Die Scampi kommen,“ sagte Bransen, um das Schweigen zu brechen. Aber der Fischer rührte sich nicht.

„Kannst du nicht schlafen?“ fragte der Fischer nach einer Weile und nahm mit einer trägen Bewegung die Pfeife aus dem Mund. „Die Scampi kommen, und morgen gibt es viel zu tun.“

Bransen aber war nicht müde. Sie lagen diesmal schon zwei Tage auf dem Meer. Sie hatten die Rehe ausgeworfen und warteten auf die mitternächtlichen Schwärme der Scampi, indes sie die Stunden mit Sinnen und Träumen verbrachten. Herolder rauchte eine Pfeife nach der andern; er rauchte einen schauderhaften, starken Tabak, ohne daß ihm die Tränen in die Augen traten. Da aber die Rauchwolken dauernd über Bransen hinwegzogen, so wagte dieser kaum zu atmen.

„Schläfst du schon?“ fragte Herolder aus dem Dunkel heraus.

„Nein, ich bin wach.“ Bransen wartete ab und fragte schließlich: „Was willst du?“

Herolder zuckte die Achseln. Er stützte den Kopf in die große Hand und schwieg. „Ich bin dein Freund,“ begann er endlich mit seiner rauhen Stimme. „Ich hab' dich sehr gern. Ich möchte, daß es dir gut geht, das ist alles!“ — Doch es war nicht alles. Er räusperte sich aus Verlegenheit und fuhr fort: „Du hältst mich zum Narren, mein Junge! Du vertraust meinem Schwachkopf! Du lebst von einer Flüge und verlangst, daß ich dir glaube.“

Bransen fühlte aus seinen Worten eine tiefere Bedeutung sprechen. „Du sprichst unklar,“ antwortete er.

„Du bist nicht der, für den du dich ausgibst,“ sagte Herolder mit anschwelender Stimme, die gegen das Brausen der Wellen ankämpfte. „Ist das klar genug? Du bist nicht nach Chioggia gekommen, um Stadt und Leute zu studieren! Dein Name ist auch anders als der, den du mir nanntest!“

„Du hast recht,“ antwortete Bransen ruhig.

(Fortsetzung folgt).

Die am Wege Hegen bleiben.

Von Walbemar Münch.

Der Arzt trat in die kleine, niedere Kammer. Einen Blick warf er nach dem Bett des Kranken und sah, daß er schlief. Wohl unruhig stöhnend, aber doch schlief. Behutsam neigte er sich über das heiße, fiebergeröthete Gesicht und strich leise die Haare von der nassen Stirn.

„Junge, Junge,“ brummte der Alte, „was machst du für Sachen? Na, wollen sehen, daß wir dich wieder hochkriegen. Hoffentlich wird wieder alles gut!“

Mit einem Wehlaut schlug der Kranke müde und langsam die Augen auf.

„Sie, Herr Doktor? Ich danke Ihnen. So viel Mühe haben Sie mit mir. Wie kann ich Ihnen das vergelten?“

„Ach was,“ polterte dieser gutmüthig, reden Sie doch keinen Unsinn. Schweigen Sie gefälligst! Hübsch liegen bleiben; es wäre doch des Teufels, wenn sich so ein fester Kerl wie Sie unterkriegen ließe. Aber nur keine Dummheiten machen, sonst werde ich unfreundlich.“

„So gut sind Sie,“ flüsterte der Kranke, „so gut!“

Schwerfällig, mit müden Gliedern, erhob er sich vom Lager und sah den Arzt angstvoll fragend an:

„Sind Sie schon fort?“

„Ja, heute früh. Aber nur ruhig Blut, das ist kein Grund, um sich unnötig aufzuregen. In zwei Wochen sind Sie ja wieder bei ihnen.“

„Fort, stöhnte er, fort! Und niemand ist mehr gekommen, niemand. Und — und man hat für mich nichts hinterlassen?“

„Doch, doch,“ log der Arzt, „es wurde alles auf das Beste geordnet. Nur keine überflüssigen Sorgen, die Ihnen wir jetzt nicht brauchen. Wenn Sie erst einmal aus dem Größten raus sind, können wir auch einmal darüber sprechen. — So, Kind, ich schide Ihnen jetzt Frau Hofer, damit Sie nach dem Rechten sieht. Also, lieber Freund, Ruhe und kein zweckloses Kopfzerbrechen. Morgen früh bin ich wieder da. Schlafen Sie tüchtig, und damit Gute Nacht!“

Er schob dem Kranken sorglich die Kissen zurecht, klopfte zärtlich die eingefallenen, brennroten Wangen und stapfte hinaus.

In der Küche sah die Wirtin und sah den Arzt fragend an. „Ja, liebe Frau Hofer, was soll ich sagen! So lange einer atmet, soll man die Hoffnung nicht aufgeben. Das ist ein magerer Trost, ich weiß es, kann Ihnen aber nichts vorliegen. Sie werden dem armen Kerl diese Nacht schon opfern müssen; morgen glaube ich, werden wir um die Rippe herum sein. Wenn es aber ärger werden sollte, so lassen Sie mich nur ruhig holen. Das macht nichts, daran bin ich gewöhnt.“

„Schön, Herr Doktor. Wollen hoffen, daß es nicht dazu kommt.“

„Goffen wir es! Ich schide Ihnen auch Schlaftröpfchen, davon können Sie ihm in einer Stunde eingeben. Uebrigens, von der Banke hat sich niemand gezeitigt?“

„Doch, ein Mädel mit verweinten Augen. Ich habe es aber nicht reingelassen. Alles Gute und Liebe soll ich ihm ausrichten, und er soll recht bald gesund werden.“

„Und der Lump, der Direktor? Auf und davon! Ohne sich um den armen Teufel zu kümmern. Na, der Kerl wird mir auch noch einmal vor die Augen kommen, aber dann Gnade ihm Gott! Deshalb aber werden wir den Kranken doch nicht auf das Pflaster setzen, gelt, Frau Hofer?“

„Ja, was glauben Sie denn, Herr Doktor? Sind wir Unmenschen? Nur keine Sorge, ehe er nicht ganz frisch und gesund ist, lassen wir ihn nicht wieder fort. Darüber bin ich mit meinem Manne schon einig.“

„Na, dann ist's ja gut; ich habe es auch nicht anders erwartet. Leben Sie wohl, liebe Frau, und, wie gesagt, wenn es notwendig ist, mich nur holen lassen.“

Die Sterne standen schon am Himmel, als Frau Hofer, gerüstet für die Nachtwache, die Krankenstube betrat. Vom Bett her kam ein leiser Ruf:

„Frau Hofer, sind Sie es? Ja? Bitte, kommen Sie zu mir. Danke! Sehen Sie sich doch ein Weilchen an das Bett. Ich weiß nicht, mir ist heute so angstvoll zumute, so bange. So allein fühle ich mich, so allein.“

„Aber, aber,“ versuchte die Wirtin ihn zu beruhigen, „nur nicht ängstlich sein, ich bleibe ja bei Ihnen, die ganze Nacht bleibe ich hier. Ich gehe ja gar nicht fort.“

Der Kranke zog ihre abgearbeitete, harte Hand an sich und streichelte sie leise mit fieberig zitternden Fingern.

„Danke, liebe Frau Hofer, vielen Dank. Wenn Sie so nahe bei mir sind, ist mir leichter, wirklich viel besser fühle ich mich. Mir ist's, als liehen die Schmerzen nach, ah, so gut ist das, so gut.“

Minutenlang verweilten beide im Schweigen. Dann brach er es: „Frau Hofer, alle sind schon fort, alle?“

„Ja, alle.“

„Und niemand ist mehr gekommen, niemand hat mir ein gutes Wort sagen lassen?“

„Aber ja! Das kleine Fräulein Ihrer Truppe, das schon einmal hier war, läßt Ihnen viel Liebes und Schönes wünschen. Und recht bald sollen Sie gesund werden.“

„Sie war da,“ stammelte er, „sie, war da! Wie lieb von ihr! Aber warum liegen Sie Sie nicht zu mir? Ich hätte Sie so gern noch einmal gesehen.“

„Das dürfte ich nicht, der Arzt hatte es verboten.“

„So, so, verboten. Ein guter Mensch, der Doktor!“

Mit einer jähen Wendung zur Frau richtete er sich halb auf, und mit Entsetzen in den Augen schrie er:

„Ich werde doch nicht sterben müssen? Hat er gesagt, daß ich sterben muß?“

Ein Hustenkrampf unterbrach ihn und warf ihn auf das Bett zurück. Erschrocken beugte sich die Alte über ihn, streichelte leise seine Wangen und schob ihm die zerknüllten Kissen zurecht.

„Aber Kind, was fällt Ihnen denn ein, wer wird denn an solche Sachen denken! So ein dummer Bub! Ruhig liegen und nicht sprechen. Das Beste wird sein, Sie versuchen ein wenig zu schlafen, ja?“

„Schlafen,“ lispelte er, „ja schlafen. Für immer einschlafen und . . . So jung noch . . . Frau Hofer, ich muß Ihnen etwas sagen. Ja, ich muß. Lassen Sie mich. Sie müssen ja wissen, wer ich bin, wenn es doch mit mir zu Ende gehen sollte. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich bin ja bald fertig. Vielleicht werde ich wieder gesund, vielleicht aber . . . und da muß man doch wissen, wer gestorben ist. Sehen Sie, Frau Hofer, nun habe ich keine Angst mehr, ganz ruhig bin ich, wirklich. Nur denke ich, daß es ein bißchen zu früh käme. — Ja, Frau Hofer, eine dumme, alltägliche Geschichte. Eine Mutter habe ich noch, oben im Norden wohnt sie. Gut lebten meine Eltern nicht miteinander, jedes ging seinen eigenen Weg. Ich auch, und niemand kümmerte sich darum. Als Vater starb, war meine Mutter noch eine sehr schöne Frau. Ich will sie nicht richten, nicht anklagen. Der Widenfchmerz drückte sie nicht schwer, und ich habe es auch nie versucht, sie zu trösten. Sie schämte sich des großen Sohnes, der ihr nur hinderlich war. Meine Zukunft war ihr gleichgültig, und so war sie recht froh, als ich ihr meinen Wunsch offenbarte: Zum Theater. Wenigstens verlor sie mich aus den Augen. Ich ging in die Hauptstadt und lernte. Mein Gott, meine Lehrer wurden pünktlich und reichlich bezahlt, und so mußte ich ja begabt sein.“

Ein wehes Lächeln lag um des Kranken Mund.

„Wissen Sie etwas von Moissi, von Baffermann? Nein? Wie sie wollte ich werden; einer der ganz Großen! Als mich mein Meister entließen, hatte ich mich von meiner Mutter unabhängig gemacht. Ob es Vertrauen zu mir selber, ob es kindischer Trost war, — ich weiß es nicht. Aber alles ist anders gekommen! — Solche wie ich gibt es Hunderte. Nur zu bald kommt die Stunde, und sie erkennen, daß sie nur Witzläufer sind. Alle nehmen sie Anlauf zum Flug, aber nur wenige kommen über die Schranke, hinter welcher das Große, das Erlösende liegt, die meisten bleiben vor ihr stehen, und mit der Zeit vergessen sie, was dahinter ist. Ich habe ihn auch versucht, den Flug, und es gibt auch Unentwegte, die ihn zum zweiten Male versuchen, vielleicht auch mit Glück. Ich hätte es ganz gern noch einmal gewagt. — Sie glauben gar nicht, wie viel flügelahme Menschen in der Welt herumlaufen. Manche wissen, daß sie es sind, und sie tranken auch daran; die meisten wissen es aber nicht, und das ist auch gut. Vielleicht hätte ich mit der Zeit daran vergessen, vielleicht . . . Statt strahlender Richter fahles Petroleum, statt starrer Seide bunte Fäden. Statt Lorbeer . . . So bescheiden wird man, so bescheiden. Und ich habe mir doch alles ganz anders gedacht, ganz anders . . .“

Die Augen fielen ihm langsam zu, und röchelnde Atemzüge kündeten, daß er in Schlaf gefallen.

Behutsam löste Frau Hofer ihre Hand aus seinen verkrampften Fäusten und stand auf.

„Armer Junge,“ murmelte sie, „armer Junge! Gesund werden sollst du, wirst schon wieder auf andere Gedanken kommen. So, nun will ich auch ein kleines Nickerchen machen; so lange du schläfst, kann ich es ja ohne Sorge tun. Schlaf, Bub, schlaf!“

Auf leisen Sohlen schlüpfte sie zum Sopha und legte sich behutsam nieder. Wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht. Ein Geräusch weckte sie. Erschrocken fuhr sie empor, rieb die verschlafenen Augen und sah zum Bett hinüber. — Selbes Mondlicht fiel auf das Lager. Aufrecht saß der Kranke und sah mit fieberglänzenden Augen starr ins Leere. Ein Blitzen durchlief seinen Körper, und sein Gesicht verzerrte sich wie in fürchterlichen körperlichen Schmerzen. Angekurbelt blieb die Frau stehen und starrte das geisterhafte Bild an. Nun bewegten sich seine Lippen, erst verkrampft, dann formten sie sich langsam zu Worten. Gequält, erbarmungslos klang es:

O ich sterbe, Horatio!

Das starke Gift bewältigt meinen Geist;

Ich kann von England nicht die Zeitung hören,

Doch prophezeit ich: die Ermählung fällt

Auf Fortinbras; er hat mein sterbend Wort,

Das sagt ihm, samt den Függungen des Zufalls,

Die es dahin gebracht. — Der Rest ist Schweigen.

Ein Blufftrahl quoll aus seinem Mund, und mit einem röchelnden Wehlaut sank er um.

Stunden später lag er, angetan mit schwarzem Gewand, in der finsternen Totenkammer auf der Bahre.

Zuweilen verirrt sich ein Sommergast auf den Friedhof. Alie vor dem grobgezimmerten Kreuz stehen, las und schüttelte verwundert den Kopf: Wie kommt du in die stille Gesellschaft von Handwerkern und Bauern? — Und dachte nicht daran, daß hier ein kleiner Soldat des Lebens liegt. Nur hatte ihn ein Vorposten gefesselt schon zur Straße gebracht.

Die Erziehung des Sportpublikums.

Es ist leider notwendig, auf eine höchst bedenkliche Erscheinung unseres sportlichen Wesens hinzuweisen.

Das Betragen des Sportpublikums entwickelt sich in den letzten Monaten zu einer Gefahr für den Sport. Es gibt eine Menge von Leuten, die der Ansicht sind, daß der Sinn der modernen Sportbewegung und Sportbegeisterung darin beruht, daß man allabendlich die rauchgeschwängerten Säle der Sporthallen, in denen Boxkämpfe, Sechstagerennen, Eishockeykämpfe und ähnliche Veranstaltungen stattfinden, besucht, um seine Lungen in Gebrüll und Pfeifen und seinen Latenbrang im Schmeißen von Apfelsinenschalen und ähnlichen illustren Gegenständen auszutoben.

Es ist hohe Zeit, gegen diese Sorte Sportpublikum ernsthaft Stellung zu nehmen. In den letzten Wochen ist kaum eine große sportliche Veranstaltung zu Ende gegangen, ohne daß es zu den unerhörtesten Standalagen kam. Wir erlebten im Sportpalast in Berlin das Töben des Publikums, weil die Daboser Eishockeymannschaft ihm aus irgend einem Grunde mißfiel. Wir mußten wenige Tage danach im selben Sportpalast beim Boxkampf Schmelzing und Bonaglia ein geradezu widerwärtiges Pfeiffkonzert mit anhören. Wir sahen in Leipzig beim Sechstagerennen im Acheleion, wie man die überlegenen Sieger Girardengo-Megrini mit Apfelsinenschalen bewarf, und wir erlebten am vergangenen Freitag den unerhörtesten aller Ständale nach dem Kampf Gorman-Gahmann, der so ausartete, daß das Kampfprogramm des nächsten Kampfes nicht fortgesetzt werden konnte.

Nun ist es genug! In allen diesen Kämpfen hatten die toben- den Sportenthusiasten in jeder Hinsicht unrecht. Nicht nur in bezug auf ihr völlig unqualifizierbares Betragen, auch sachlich waren sie jedesmal absolut im Unrecht. Als Dabos beim Eishockeykampf gegen den B. S. C. absichtlich das Spiel verzögerte, weil es sich gegen eine nicht ganz einwandfreie Entscheidung des Schiedsrichters im Herausstellen ihres besten Mannes für die Dauer seines Fehlens vor Ueberraschungen sichern wollte, war es sportlich absolut im Recht, wie ausdrücklich der Führer der B. S. C.-Mannschaft, Dr. Holzger am nächsten Tage öffentlich feststellte. Das Betragen des Berliner Sportpublikums muß auf die Schweizer keinen sehr überzeugenden Eindruck vom Sportverständnis der Berliner gemacht haben. Beim Kampf um die Europameisterschaft Schmelzing-Bonaglia bogte in der Tat der italienische Meister in den ersten Sekunden ziemlich unrein, aber das ist eine Sache des Schiedsrichters, der mehr sieht als die Ueberflugen im Parkett und auf der Galerie und dessen Unparteilichkeit zunächst unbedingt anerkannt werden muß, da sonst sportliche Kämpfe überhaupt unmöglich werden. Der Schiedsrichter wird solche Verstöße im gegebenen Moment rügen, und er hat sie gerügt, ohne dazu erst der Aufforderung des johlenden und pfeifenden Publikums zu bedürfen. Die zahlreich anwesenden Vertreter der italienischen Kolonie müssen ebenfalls einen seltsamen Begriff von deutschem Sportgeist mit nach Hause genommen haben. Und nun gar in Leipzig beim ersten Sechstagerennen! Weil die Lokalpatrioten nicht ihre Lokalmannschaft siegen sahen, und weil der große Geheimtip Thollensbeck ein großer Verfolger war und sein Rennen unter jeder Kritik fuhr, piffte man die sportlich ausgezeichneten italienischen Sieger Girardengo-Megrini aus und bewarf sie zum Schluß bei der Ehrenrunde mit Apfelsinenschalen, auf diese Weise sie noch schwer gefährdend. Das Leipziger Sportpublikum scheint also in keiner Hinsicht an mangelnder Objektivität und Erziehung an Mädaun- und Kralehlust den Berlinern nachzusehen. Am Freitag hatte aber doch Berlin seinen Triumph. Der Punktsieg des Amerikaners Rud Gorman über den deutschen Schwergewichtler Gahmann war nicht groß, aber nach Ansicht der Fachleute einwandfrei. Selbst wenn er nicht einwandfrei gewesen wäre, so ist das eine Angelegenheit der Beschwerdeinstanz, die Gahmann anrufen kann. Das toben- de Publikum, das den nächsten Kampf verhin- derte, hat nur wieder bewiesen, daß es weder von sportlichen Regeln noch von sportlichem Geist das geringste versteht.

Vis zu einem gewissen Grade trägt die Presse die Verantwortung für diese Zustände. Gerade die großen Sportzeitungen, die sich sonst auf die Förderung des Sports so viel zugute halten, haben hier vollkommen versagt. Sie haben nichts getan zur Erziehung des Sportpublikums. Sie haben entweder völlig geschwiegen zu diesen Auswüchsen oder sie nicht energisch genug bekämpft. Zeit ist diese Unsitte bereits so weit fortgeschritten, daß sie, wie der schwarze Freitag des Sports in der Halle am Kaiserdamm zeigt, bereits die Abwicklung der Sportkämpfe gefährdet. Der Sport ist bedroht, bedroht durch die Sportenthusiasten, die sich für Sportler halten, weil sie laut schreien und pfeifen können.

Es ist zu hoffen, daß nach den letzten Vorgängen die Presse nunmehr ganz energisch gegen dieses unerfrenliche Sportpublikum Stellung nehmen wird. Und auch die Sportveranstalter werden die Abwehrmaßnahmen überlegen müssen. So wenig das Theaterpublikum das Recht hat, eine Theateraufführung zu verhindern, so wenig kann man dem Sportpublikum das Recht geben, durch sein unaufhörliches Betragen die Abwicklung der sportlichen Kämpfe zu verhindern.

Das Erziehungsproblem des Sportpublikums hat aber noch eine andere Seite. Am lauteften sind nämlich immer die, die am wenigsten von den sportlichen Kämpfen und von den Regeln verstehen. In den meisten Fällen ist die Ursache der Empörung einfach die Unkenntnis der Regeln des Spieles oder des Kampfes. Auch hier besteht der Presse eine neue Aufgabe, die bisher vernachlässigt wurde. Der starke Ruf, den die Sportbewegung heute

von aktiven und passiven Teilnehmern hat, verlangt Aufklärungsarbeit in bezug auf die sportlichen Regeln durch die Sportpresse. Wieder und immer wieder muß das Publikum über die Regeln der einzelnen Sportarten aufgeklärt werden, dann wird wenigstens die Mehrheit die Verstandlosen zur Ruhe bringen.

Babylonische Gräberfunde.

Schon vor einem Jahre wurden zu Ur im südlichen Babylonien, dem Lande der alten Chaldäer, große Gräberfunde gemacht. Die damalige Expedition, finanziert vom Britischen Museum und der Universität Pennsylvanien, mußte aber die Ausgrabungen gerade in dem Moment aufgeben, wo wertvolle Funde gemacht werden konnten: das Geld langte nicht mehr zu weiteren Ausgrabungen. Nun machte sich wiederum eine Expedition unter Leitung von E. Leonard Woolley an die weitere Erforschung der chaldäischen Fürstengräber. Sie brachten auch wertvolles Material zusammen. Goldene Dolche, silberne Ringe, Speere, Wurfspeie, Vasen mit Tierbildern, Waffen mit feinsten Filigranarbeit! Kammern wurden entdeckt, in denen einst Särge standen. Nur noch Reste von kupfernen Gebrauchsgegenständen, Korallen, Kopfschmuck, goldene und silberne Gürtel, Gefäße aus Marmor verriet, daß hier Könige oder Prinzen eingestraft waren. Die Zeit ging über sie hinweg, Sarg, balsamierter Leichnam, Logas usw. vergingen wie Spreu im Winde, geblieben sind nur Waffen, Rajursteine, Ringe, Amulette, Nadeln und Armbänder. Aber auch mit diesen wenigen Gegenständen sind schon die Forscher zufrieden, haben sie doch herausgefunden, daß in einer der tiefer gelegenen Grabkammern ein chaldäischer Prinz gelegen haben muß, dessen Name bisher in der Geschichte der Babylonier unbekannt war: Prinz Mes-Kalam-Dugl! Aus Ringen und Waffen haben die Forscher nicht herauslesen können, wer der Tote war, der einst in diesem 10 Meter tiefen Grabe lag, aber die Vasen und Gefäße verrieten dieses Geheimnis, denn sie alle trugen diesen unbekannten Namen. Man nimmt an, daß man es hier mit einem Vertreter einer Dynastie zu tun hat, die vor etwa 5000 Jahren in Babylonien, dem damaligen Chaldäerreich, herrschte. Man hofft nach Sichtung des wertvollen Materials weitere Aufschlüsse über diese Geschichtsepochen Babylonien zu erhalten. S. F.

Aus aller Welt.

Das Wunder.

Unter Juden in Osteuropa erzählt man sich gern diese Geschichte:

Ein frommer Rabbi, der in ganz Galizien als wunderbar bekannt war, ging eines Tages mit einem seiner Getreuen spazieren. Sie unterhielten sich friedlich. Plötzlich bemerkten die beiden Männer am Fuße einer Mauer einen Juden, der Schweinefleisch aß. Sie wandten sich mit Abscheu ab, und der Schüler sagte entrüstet zu dem Meister:

„Berichte noch ein Wunder! Bitte den Herrn, daß die Mauer einstürze und den Unwürdigen begrabe.“

„Ich werde wirklich ein Wunder vorbringen“, erwiderte der Rabbi. „Ich werde Jehovah bitten, dieses Mal noch dem Unwürdigen seine göttliche Milde zu zeigen und die Mauer nicht einstürzen zu lassen.“

Und die Mauer gehorchte dem Gebot des Rabbi und blieb stehen. Der Ruf des Wundertäters erstarrte in neuem Glanze.

Der höchste Schornstein.

Fabrikstädte müssen unter Umständen, wenn das Werk in einer Talenke liegt, recht hoch gebaut werden, um genügend Zug zu gewährleisten. Bei chemischen Werken werden die Schornsteine zuweilen deshalb sehr hoch gebaut, weil sie als Abzugskanal für allerlei Gase dienen. Der höchste Schornstein dieser Art befand sich bislang in Glasgow bei einer chemischen Fabrik. Er ist 150 Meter hoch und somit, abgesehen von den Pyramiden, dem Ulmer und Straßburger Münster und der Stephanskirche in Wien wohl der höchste aus Mauerwerk aufgeführte Bau der Welt. Der Schornstein enthält 1 800 000 Backsteine. Er wurde im Jahre 1857 vollendet und damals zunächst zur Verfeinerung der Besucher freigegeben. Trotz der Armolinenmode jener Zeit kletterten eine große Anzahl von Damen auf den Turm, der eine weite Aussicht ins Land gewährte. Das Bauwerk wird jetzt niedriger.

Fröhliche Ecke.

Auch einer. Ich hatte mich rein zu klimatischen Zwecken in Schreiberhau niedergelassen, denn für die gymnastischen Übungen bin ich leider untüchtig. Mein Nachbar im Wirtshaus schwärmte mir von den Sensationen des Schnees vor und redete mir zu, mich doch auch einmal den Schneefreuden hinzugeben. „Ist bereits geschehen — ich habe mir soeben beim Kellner ein Schneehuhn bestellt!“

Passiv. „Der Musikunterricht Ihrer Tochter hat doch eine Menge Geld gekostet; verdient sie auch schon etwas mit ihrer Kunst?“ — „O ja! Wenn der Gelehrte, der nebenan wohnt, arbeiten will, zahlt er für jede Stunde, die sie nicht spielt, fünfzig Pfennige.“

Verantwortlich: Hauptkassier Robert Styrz, Poznań.